

Theobald Traugott

Autor(en): **Stanley, Stephan**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **3 (1908-1909)**

Heft 23

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748056>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Theobald Traugott.

Eine Tragikomödie von Stephan Stanley.



Seine letzte größere Summe — zwanzig Pfennige — hatte er am siebenundzwanzigsten besessen. An diesem Tage hatte er bei Durchsicht seiner Kleider und Wäsche verschiedene defekte Gegenstände gefunden, die für den Lumpenhändler reif waren. Für diesen Ramsch hatte er den erwähnten Betrag erzielt. Seit dem Tage hatte er kein Geld mehr gesehen, und heute war Ultimo. Wenn nicht etwas ganz Besonderes dazwischen kam, dann würde der Geldbriefträger morgen Vaters Monatliches bringen.

Anderer Menschen würden vielleicht im Vorgefühl dieses Momentes restlos glücklich gewesen sein. Theobald Traugott war es nur zum Teil, denn ihm schien es eine bittere Prüfung, bis morgen warten zu müssen. Das waren noch sechzehn Stunden. Wie würden die vergehen? Tantalus konnte keine größeren Qualen erduldet haben.

Theobald Traugott tat, was seiner Meinung nach das Vernünftigste war. Er kroch — es war zwar erst sieben Uhr — unter die Bettdecke, erfüllt von der genialen Idee, die sechzehn Stunden zu verschlafen. Merkwürdig inkonsequent behandelt das Schicksal die Menschen, indem es sich, man möchte sagen, in fast niederträchtiger Weise den Wünschen der Erdenbewohner entgegenstemmt. Also ging es Theobald Traugott. So sehr dieser den Schlaf herbeisehnte, Gott Morpheus dachte nicht im geringsten daran, sich mit ihm zu befreunden. Theobald Traugott begann etwas zu lesen. Das langweiligste Buch nahm er hervor. Waren ihm sonst beim Lesen dieses Schmökers, — es handelte sich um ein Buch betitelt „Die Einwirkung der Nachtmüze auf den Charakter“ und war mit der bekannten deutschen Gründlichkeit abgefaßt und insofgedessen siebenhundert Seiten lang geraten, — waren ihm also sonst beim Lesen immer die Augen zugefallen, heute fesselten ihn die philosophischen Deduktionen und besonders das Kapitel, in dem der Autor recht tief-sinnig auseinandersetzt, wie die über die Ohren gezogene Nachtmüze eigentlich Deutschlands Größe hervorgerufen habe.

Bumm! Bumm! Und während Theobald Traugott meinte, es sei mindestens Mitternacht, schlug die Kirchenuhr acht mal. Gleich darauf wehten die ersten Klänge der Militärmusik aus dem Restaurationsgarten gegenüber herauf. Das würde die nächsten drei Stunden so weiter gehen. Eine wilde Wut ergriff Theobald Traugott. Er schlüpfte ganz unter die Decke, hielt sich die Ohren zu, schloß krampfhaft die Augen und versuchte mit Gewalt zu schlafen, was ihm natürlich nicht gelang.

Allmählich bewegten sich seine Gedanken etwas anderm zu und blieben schließlich an seinem Monatswechsel haften. Nach Abzug seiner Schulden blieben ihm von dem Gelde noch ungefähr siebenzig Mark. Wenig genug. Theobald Traugott seufzte. Immerhin, morgen würde er sich als Entschädigung für die lange Fastenzeit schon etwas Außergewöhnliches leisten. Aber was? Er dachte lange nach. Von der blonden Mizzi angefangen, auf diesem Wege ins Cabaret Maxim gelangt und schließlich auf seiner Gedankenfahrt bei einer braunen Herta gestrandet, konnte er sich nicht endgültig entschließen. Es war eben schlimm, daß man nicht alle Wünsche befriedigen konnte, doch dazu hätten zehnmal siebenzig Mark nicht gereicht.

Aber einen Vorteil hatte diese interessante, angestrengte Denktätigkeit doch. Er schloß darüber ein. Nun halte ich es zwar für unstatthaft, daß sich ein Autor in die Geschichte mengt, die er gerade schreibt, und hieße er selbst Jean Paul oder Wilhelm Raabe; aber solche Anschauungen hindern mich nicht, zu erklären, daß die schönsten Träume den Schlaf Theobald Traugotts versüßten. Mindestens dreimal gab er seinen Monatswechsel aus, und was er sich leistete, getraue ich mir überhaupt nicht zu erzählen . . .

Plötzlich wachte er auf. Hatte da nicht eben jemand geklopft. Sicher der Geldbriefträger. Hastig reckte er sich empor. Ein Blick auf die Uhr belehrte ihn, daß es erst sechs.

Also noch fünf Stunden.

Da Theobald Traugott nicht wieder einschlafen konnte, stand er seufzend auf. So schnell wie heute war er noch niemals aufgestanden, und merkwürdig, obwohl er bereits angekleidet, zeigte die Uhr doch erst sieben Minuten nach sechs. Wieder seufzte er. Dann blätterte er in Büchern herum, fand aber nichts Interessantes, sah sorgfältig alle Kleider durch und reparierte schließlich seine Taschenuhr, aber so, daß sich seine Erben noch mit den Uhrmachern erzürnten über den „eigenartigen“ Gang derselben. Nachdem dies alles geschehen, brachte die erstaunte Wirtin das Frühstück. Die Uhr zeigte in zwanzig Minuten halb acht.

Theobald Traugott trank, wie er meinte, mit der größten Ruhe und den langsamsten Bewegungen seinen Kaffee. Trotzdem hatte es nur vier Minuten gedauert. Unglaublich, was man alles in einer Stunde tun konnte.

Theobald Traugott ging nun — er zählte gewissenhaft — neunhundertdreiundsechzigmal durchs Zimmer. Die Uhr zeigte in zwanzig Minuten acht. Er öffnete das Fenster, schaute hinaus, ging wieder durchs Zimmer, — zählen konnte er nicht mehr, — schaute wieder hinaus, las, deklamierte Hamlets Monolog, beschäftigte sich weiter

mit seiner Uhr: der höhnische Regulator zeigte in neunundvierzig Minuten neun.

Angstschweiß trat auf seine Stirn. Wenn das so weiter ging, würde er verrückt werden. Er berechnete: in achtundvierzig Minuten neun, in hundertacht Minuten zehn und in hundertachtundsechzig Minuten elf. Davon ging eine, die gerade vergangene, ab. Das machte zehntausendundzwanzig Sekunden. Ob man das einfacherweise abzählte. Keine dumme Idee, die elende Zeit totzuschlagen. Und er begann zu zählen. Bei viertausenddreihundertsiebenundachtzig sah er nach der Uhr und rechnete. Nach dieser Berechnung mußte es zweiundzwanzig Minuten nach neun sein, ungerechnet die Zeit, welche er mit Rechnen verloren hatte. Der türkische Regulator zeigte zwei Minuten nach neun. Uha. Jetzt hatte er es. Der Regulator ging nicht richtig. Hastig verließ er das Haus und rannte zur nächsten Kirchenguhr. Die schlug gerade neun. Donnerwetter noch einmal! Auch die Uhr konnte nicht richtig gehen. Hastig — um ja den Geldbriefträger nicht zu verpassen — lief er zum nächsten Turm. Merkwürdigerweise schlug die Uhr auch gerade neun. Im Galopp, der durchaus keine innere Berechtigung hatte, kam doch der Geldbriefträger erst um elf, ging's nun nach Haus zurück. Vorsichtigerweise frug er seine Wirtin, ob der Geldbriefträger dagewesen. Nein, hieß es. Natürlich, der kam ja erst um elf.

In Schweiß gebadet saß Theobald Traugott in seinem Zimmer. Aber nur Sekunden. Dann rannte er wieder umher. Eine Weile schaute er aus dem Fenster. Ihm dünkte es eine Ewigkeit, der vermaledeite Regulator registrierte drei Minuten. Wieder wühlte er in seiner Wäsche. Er fand eine alte Krawatte und machte sich „langsam“ daran, dieselbe zu zerlegen. Den Seidenstoff zerfranstete er. Dann konstatierte er mit Befriedigung, daß er dabei schmutzig geworden, gab's auf diese Weise doch etwas zu tun. Er wusch sich und bürstete sein Beinleid. In einunddreißig Minuten zehn.

Wieder schaute er aus dem Fenster. Weit hinten tauchte eine Beamtenmütze auf. Die konnte allenfalls einem Geldbriefträger gehören. Beim Näherkommen stellte es sich heraus, daß sie einem „Gewöhnlichen“ gehörte. Eine unsägliche Verachtung für diese niedere Beamtenart erfaßte ihn plötzlich. Er mußte auspucken. Gleich darauf kam ein Depeschbote die Straße entlang. Obwohl Theobald Traugott nicht die geringste Begründung finden konnte, die seinen Vater zu einer telegraphischen Sendung hätte veranlassen können, hielt er es doch nicht für ausgeschlossen. Der Telegraphenbote ging vorüber.

Seine Erregung war aufs höchste gestiegen. Nichts fesselte ihn auch nur Sekunden. Sinnlos und zwecklos tat er das Allerunmöglichste. Schließlich zog er seinen Überzieher an, setzte den Hut auf, nahm Handschuhe

und Spazierstock und setzte sich — es war ja „schon“ in achtundvierzig Minuten elf — auf den Stuhl und wartete. Käme der Geldbriefträger, dann brauchte er nicht mehr zwecklose Zeit mit dem Ankleiden zu verlieren, sondern konnte gleich fortgehen.

Er wartete und wartete . . . sieben . . . acht . . . neun und eine halbe Minute. Dann ging er wieder ans Fenster. Viktoria! Ganz hinten kam der Geldbriefträger. Natürlich, wenn er nicht so früh aufgestanden wäre, dann hätte er jetzt die Bescherung. Die qualvollen letzten fünf Stunden waren wie weggewischt.

Jetzt sah er den Geldbriefträger nicht. Ein paar bange Minuten. Endlich tauchte der ersehnte Mann wieder auf. Natürlich wollten andere Leute auch Geld haben. Zu albern, wie er sich benahm, und er beschloß, den Geldbriefträger einfach zu ignorieren. Überhaupt, was ging ihn eigentlich der Geldbriefträger an. Und wenn er das Geld morgen erst bekäme, was schadet das. Gleich darauf schaute er wieder durchs Fenster. Der Geldbriefträger kam näher. Theobald Traugotts Spannung wuchs sich zu undefinierbarer Erregung aus. Doch jetzt — — — mußte er — — — ins — — — Tor treten. — — — Nicht? — — — Er — — — ging — — — weiter . . . grüßte:

„Guten Morgen, Herr Traugott!“

Der taumelte. Der Geldbriefträger war vorbeigegangen. Das Geld würde also erst morgen kommen! Noch solch ein Tag! Sein Gehirn wollte weiter verdauen. Zu spät. Theobald Traugott griff plötzlich mit geöffneten Händen in die Luft, schnappte zweimal wie ein Fisch auf dem Lande, schlug nach vorn über und war . . . tot.



Über Pessimismus und Optimismus.

Der Pessimismus ist, ebenso wie eine gewisse Sorte von rosenrotem Optimismus mit wenig Gemütstiefe und viel Dummheit gepaart zu gehen pflegt, fast immer ein Zeichen tiefer steigenden Denkens und tiefer furchenden Fühlens. Denn wie der leichtgeschürzte, ewig lächelnde Optimismus so recht die Philosophie der gedankenlosen Tröpfe und Heiterlinge ist, so zeigt die pessimistische Weltbetrachtung immer ein gedankenvolles Antlitz, sie ist das Teil der tiefen, ernstesten Menschen, die nicht nur an der schillernden Oberfläche des Lebens haften